

Eheliches

Autor(en): **Fischli, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 13

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei Worte.

Ich liebe dich! Drei Worte nur —
 Und doch sind sie die goldne Spur
 Zur Seligkeit.
 Ich liebe dich! Mein ganzes Sein,
 Mein Fühlen und mein Herz ist dein!
 O goldne Zeit!

So soll es stets und immer sein,
 Dann bleibt nicht eines je allein
 In Einsamkeit!
 Und jedes lebt dem andern still,
 So wie's die wahre Liebe will!
 Bist du bereit?

Und wenn am Himmel Wolken stehn,
 Rings heulend wilde Stürme wehn,
 Was stärket mich?
 Drei Worte nur von deinem Mund,
 Und leichter wird die schwerste Stund:
 Ich liebe dich!

Alfons Wagner.

Eheliches.

Von Albert Fischli.

Neulich las ich in Theodor Fontanes Briefen ein Schreiben, worin er einen Freund, der sich eben zu verheiraten anschickte, ermahnte, doch ja bedacht zu sein, sich von seiner besseren Hälfte nicht unterkriegen zu lassen, sondern seine männliche Vorherrschaft von Anfang an zu behaupten. Gleich dem ersten Versuch von der andern Seite, ihn klein zu kriegen, solle er mit Entschiedenheit entgegentreten und sich durch kein Schmollen und keine Tränen rühren lassen. „Ich sage dir“, hieß es wörtlich, „eine Tasse, an die Wand geschmissen, wirkt Wunder!“ Als ich diesen Satz las, mußte ich unwillkürlich lächeln, denn es fiel mir ein Erlebnis aus meiner Jugendzeit ein, als ich bei Verwandten, ehrsamem Bäckersleuten, in den Ferien war. Der Onkel und die Tante waren beide treffliche Menschen, aber ausgeprägte Naturen, die sich deshalb zu Zeiten hart aneinander reiben mußten.

Eines Tages, wir saßen eben am Mittagstisch, verlautete der Onkel, er gedenke nun mit einer längst vorgesehenen Maßnahme Ernst zu machen, nämlich den Mietsleuten im zweiten Stock die Wohnung zu kündigen. Der Stand und Gang des Geschäftes erlaube es, endlich die längst lästige wohnliche Eingeschränktheit aufzuheben; auch mit Rücksicht auf die heranwachsenden Kinder empfehle es sich, nunmehr das ganze Haus in Beschlag zu nehmen. Die Tante, die der großzügigen Art des Onkels gegenüber eine etwas übertriebene Sparsamkeit an den Tag legte, wollte das hübsche Gämmchen, das der Hauszins im Jahr ausmachte, nur ungern fahren lassen. Sie betonte mit Nachdruck, zu dieser Sache habe sie auch noch ein Wörtlein zu sagen und finde,

ein Jahrlein oder zwei könnte man füglich noch zuwarten. Der Onkel hinwiederum erwiderte, er habe nun schon zweimal zugewartet, und wenn es auf sie ankäme, gelange man überhaupt nie zu einem Ergebnis. „Doch“, behauptete sie, „sechshundert Franken sind ein Ergebnis, man findet sie nicht auf der Straße, und wir können das Geld brauchen.“ — „Geld hin, Geld her,“ sagte der Onkel mit entschiedenem Unmut, „vom Geld allein hat man nicht gelebt. Und ich sage jetzt einfach, es wird gekündigt.“ Die Tante darauf mit hochrotem Kopf: „Und ich sage, es wird nicht gekündigt.“ — „Himmelskreuzdonnerwetter noch einmal“, fluchte der Onkel, „gekündigt wird!“ Und zur Bekräftigung seines Schwurs faßte er den Suppenteller und schmetterte ihn an die Wand, daß er in tausend Scherben zerschlug. Wir alle, die wir Zeugen dieses Vorgangs waren, saßen kleinlaut, mit angehaltenem Atem da; denn der Onkel war eine Respektsperson, und wenn er zürnte, war's mehr als ungemütlich. Die Tante aber, im Gesicht schneebleich geworden, erhob sich und sprach gelassen: „Das kann ich auch“, faßte ihren Teller, zerschlug ihn am Boden, griff nach dem nächsten Geschirr, das ihr zur Hand war, zerschlug es ebenfalls, zerschlug Teller um Teller, dann die Suppenschüssel, die Platten mit dem Fleisch und dem Kartoffelsalat; und auch das Salzfaß, die Wasserflasche und die Gläser blieben nicht verschont. Wir saßen wie versteinert da. Und auch der Onkel sah dem Zerstückungswerk mit fassungslosem Erstaunen zu. Du meine Güte, was bot der Stubenboden für einen Anblick! Wir stierten mit blöden Augen auf dieses wüste Trümmerfeld von Scherben,

vermischt mit Fleischstücken und Kartoffelscheibchen, bis schließlich sich die Gesichtszüge des Onkels aus ihrer Verkümmung lösten und er in ein schallendes Gelächter ausbrach, in das wir alle einstimmten. Dann ging's an die Reinigung des Bodens, an der sich so ziemlich alle weiblichen Familienglieder beteiligten, während mich der Onkel mit einem Fünfliber in die Metzgerei schickte, um kalten Aufschnitt zu holen, damit wir unsern Appetit, der durch das Erlebnis doppelt gereizt worden war, doch noch stillen konnten. Am Nachmittag begab sich dann die Tante auf den Geschirreinkauf, der freilich weit mehr als ein Fünffrankenstück verschlang. Immerhin hatte sie die Genugtuung, den Zweikampf mit ihrem Manne gewonnen zu haben, und die Gewinn- und Verlustrechnung schloß diesmal befriedigend ab. Denn aus der Kündigung wurde vorläufig nichts, und der Hauszins machte mindestens die zehnfache Summe des Betrages aus, der für den Geschirrerersatz ausgegeben werden mußte.

Wenn die Tante aber ein Jahr später hoffte, ihren Sieg zu wiederholen, so täuschte sie sich. Denn diesmal blieb der Onkel, als sie gegen die Kündigung neuerdings entschieden Bedenken äußerte, vollkommen ruhig und beherrscht. Er erklärte ganz einfach, er habe im vergangenen Herbst zum dritten Mal ein Jahr Aufschub zugestanden, und damit solle es sein Bewenden haben. Er habe überdies bereits gehandelt und das übliche Kündigungsschreiben der Post übergeben. „Wie“, rief die Tante empört aus, „das hättest du getan, ohne mir ein Wort zu gönnen? Als ob ich nicht die Frau wäre, als ob ich nicht jahrein jahraus von früh bis spät mitarbeiten, kümmern und sorgen müßte? Und das soll der Lohn und die Anerkennung sein, daß der Mann ein so wichtiges Geschäft hinter dem Rücken der Frau abtut und sie Knall und Fall vor eine vollendete Tatsache stellt? Das laß ich mir nicht gefallen, so laß ich mich nicht auf die Seite stellen.“ Der Onkel erwiderte gelassen, sie habe genau soviel zu dem Handel zu sagen gehabt, wie er. Was er vollzogen habe, sei lediglich die letztjährige Abmachung zwischen ihnen beiden gewesen, nicht weniger und nicht mehr. Und damit sei der Fall für ihn endgültig erledigt. Punktum und Schluß.“ Und stand auf und schickte sich an, die Arbeit in der Backstube wieder aufzunehmen. „Gut“, erklärte seine Frau, und Tränen des Zorns feuchteten ihre Augen, „wenn ich hier nur noch Pflichten und keine Rechte mehr haben

soll, so kann ich ja gehen.“ Und begab sich mit Geräusch hinauf ins Schlafzimmer, kleidete sich an und verließ das Haus.

Der Onkel aber tat seine Arbeit, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Beim Nachtessen, wo der Platz der Tante leer war, saß er wohl ernst und schweigend, aber nach Feierabend gönnte er sich, wie gewohnt, seinen Schoppen und begab sich genau zur üblichen Zeit zur Ruhe. Mit einem schelmischen Lächeln trug er den Kindern noch auf, er lasse dann der Mutter gute Nacht sagen.

Meine Basen, der Wetter und ich blieben bis gegen Mitternacht auf. Wir waren eher bedrückt, und die Wartezeit wurde uns lange, zumal wir uns zu keinerlei feierabendlicher Kurzweil, weder zu Lautenspiel mit Gesang, noch zu einer Partie Domino oder Sechsendsechzig aufgelegt fühlten. So stierten wir denn ins Leere oder drehten Daumen. Endlich, die jüngere Base war längst schlafend eingeschlafen, rüttelte es draußen an der Haustür. Wir eilten zu öffnen. Und richtig, es war die Mutter und Tante.

Sie trat herein. Recht eigentlich verstört sah sie aus und ließ sich in den großen Rohrsessel sinken. Anfänglich wagte keines ein Wort. Schließlich richtete ihr die Älteste den Gutenachtgruß des Vaters aus. Da bekam sie wahrhaftig das Augenwasser, stand auf und ging wortlos ins Bett. Wir folgten still ihrem Beispiel.

Am andern Tag füllte sie mit doppeltem Eifer ihren gewohnten Platz aus, und dabei hatte ihr Wesen einen Zug geradezu rührender Demut und Dankbarkeit. Sie war glücklich, wieder da zu sein und im Kreis der Thren schaffen und sich plagen zu dürfen. Es war aber auch schön, wie der Onkel ihr das Peinliche der Lage erleichterte. Er stellte sich kein bißchen verwundert über ihre schnelle Rückkehr, fragte mit keinem Wort nach der Ursache ihrer Sinnesänderung, und ganz sachte und unaufdringlich zog er sie ins Gespräch. Man spürte auf beiden Seiten den Willen, gegenseitig einander zu vergeben und zu vergessen.

Aber trotzdem war der Vorfall nicht so endgültig erledigt, wie die Tante gewünscht und gehofft hatte. Nach etwa drei Tagen war sie eben in der Küche mit dem Zurüsten des Essens beschäftigt, als ihr der Onkel die Treppe hinaufrief, sie möge schnell herunterkommen, es wüßte sie jemand zu sprechen. Ich befand mich gerade unbeachtet im Stübchen, das die Verbindung zwischen dem Laden und der Backstube herstellte

und war dadurch zufälliger, aber neugieriger Zeuge des folgenden Vorganges. Der Jemand entpuppte sich sogleich zum Schrecken der Tante als ein Geheimpolizist. Ob sie nicht etwas vermisse, wollte er wissen. Allerdings, ihr Handtäschchen, gab sie zu. Seit wann? Seit vergangenen Montag. Ob sie es verloren habe? Nein, es sei ihr gestohlen worden. Wo und wie und von wem? Das letztere könne sie nicht sagen; sie sei an jenem Tag eine Zeitlang auf einer Ruhebänk in einer gewissen städtischen Parkanlage gesessen und habe das Täschchen neben sich gelegt gehabt. Sie sei sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen; auch habe sie lange spielenden Kindern zugesehen. Beim Weggehen habe sie dann zu ihrem Schrecken den Verlust der Ledertasche bemerkt. Ob sie Geld darin gehabt habe? Freilich, gab sie zu. Wieviel? wollte der Mann wissen. Sie errötete. Hundert und fünfzig Franken gab sie zu und fügte, zu ihrem Gatten gewendet, bei: „Es war mein persönliches Eigentum. Ich hatte den Betrag eben von meinem Büchlein abgehoben. Das Sparheft war übrigens auch dabei.“ „Ja“, meinte der Polizist, „eben es hat den Dieb verraten. Er behauptet zwar hartnäckig, die Ledertasche gefunden zu haben, und ohne Barinhalt. Warum haben Sie übrigens den Fall nicht zur Anzeige gebracht?“ Die Tante errötete noch einmal und lebhafter als zuvor. Sie schwieg und dachte nach. Schließlich sagte sie, daran habe sie gar nicht gedacht. Bereits habe sie ja bemerkt, daß sie an jenem Tag von einer andern Angelegenheit außerordentlich stark berührt worden sei. Und zudem habe sie ihrer Lebtag noch nie mit dem Gericht zu schaffen gehabt und eine so entschiedene Abneigung gegen die Polizei, daß sie viel lieber den Verlust auf sich nehme, als weiterhin mit der Sache behelligt zu werden. Ob der Herr noch etwas zu fragen habe? sie sei mit Kochen beschäftigt und bitte um Nachsicht. Der Mann sprach dann noch ein Weilchen mit dem Onkel allein.

Am darauffolgenden Sonntag kam dann die Schulkameradin der Tante, Fräulein Rosa Neuschwander, zu Besuch. Sie wohnte in der benachbarten Stadt und befand sich in sehr vorteilhaften Verhältnissen. Einstige Schulkameradinnen, hatten es die beiden vortrefflich verstanden, ihren Jugendbund in eine richtige Freundschaft auf Lebenszeit auszugestalten. „Ich bin eigentlich nicht ohne Besorgnis hergekommen,“ berichtete Fräulein Neuschwander am Kaffee-

tisch. „Meine Nachbarin, Frau Ebersold, hat mir erzählt, Du seiest am vergangenen Montag bei mir gewesen und habest dreimal vergeblich geläutet. Sie sei schier erschrocken, so bekümmert habest Du dreingeschaut, und es sei ihr sogar gewesen, du habest verweinte Augen gehabt. Um so mehr freue ich mich, euch alle heut gesund und fröhlich beisammen zu finden.“

Der Onkel und die Tante sahen sich an. Er konnte sich eines Lächelns nicht enthalten: „Weißt du, Rosa“, sagte er, der längst in die Duzfreundschaft der beiden einbezogen worden war, „wie jedes Jahr, so hat auch jede Haushaltung ihre kritischen Tage; jener Montag war ein solcher für uns.“ Und zu seiner Frau gewendet: „Deine kühne Unternehmung stand unter einem argen Unstern. Du könntest einem wirklich leid tun.“ „O“, sagte sie, und sie tat es ganz aufgeräumt, „es ist nicht mehr nötig. Übrigens stehe ich nun völlig über der Sache. Und deshalb kann ich Euch auch in aller Seelenruhe über jenen Nachmittag Rechenschaft ablegen. Du erinnerst dich doch noch an die Porzellangeschichte vom vergangenen Jahr?“ wandte sie sich an ihre Freundin. Diese nickte verständnisvoll. „Und daß es wegen der obern Wohnung war?“ Abermaliges Nicken. „Nun, also heuer, am vergangenen Montag, wiederholte sich der Streit für und wider. Ich war für abermaliges Zuwarten, und das war unklug, das seh ich jetzt deutlich ein. Aber du,“ wandte sie sich an ihren Mann, „hättest mir wenigstens in der Form etwas mehr entgegenkommen dürfen. Deine allzu betonte männliche Selbstherrlichkeit reizte mich zum Widerstand, daß ich's nur sage. Ich war empört, beleidigt, fühlte mich zu Unrecht gedemütigt, verächtlich behandelt, und da lief ich halt einfach fort, indem ich dachte: Wenn ich nicht mehr da bin, wird er bald genug merken, was ich leiste und wert bin und mich schon zurückholen, bald, als er jetzt ahnt.“

Zunächst ging ich auf die Bank, um von meinem Ersparten einen kleinen Betrag abzuheben. Dann begab ich mich schnurstracks zu dir, Rosa. Ich dachte, du gäbest mir gewiß Unterschlupf. Ich läutete, aber vergeblich. Du werdest einen kleinen Ausgang gemacht haben, überlegte ich, spazierte eine Stunde durch die anliegenden Straßen und sah mir die Läden an. Dann suchte ich deine Wohnung wieder auf. Doch auch diesmal hatte mein Läuten keinen Erfolg. Meine zuberfichtliche Stimmung begann sehr nachzulassen. Außerdem fühlte ich eine ordentliche Müdig-

feit. Also begab ich mich in die nächste Parkanlage und ließ mich auf eine Ruhebänk nieder. Kinder spielten auf dem Platz. Ich sah ihrem fröhlichen Treiben zu, bis ich Hunger zu verspüren begann. Jetzt, dachte ich, gehst du in eine Ruchlwirtschaft und bestellst einen Kaffee. Das hilft Leib und Seele wieder zusammenbinden. Aber wer beschreibt meinen Schrecken, als ich beim Aufstehen meine Handtasche, die ich neben mich gelegt hatte, nicht mehr vorfand. Es wurde mir geradezu schwarz vor den Augen, meine Knie schlotterten, es war mir, die Bäume führten einen Tanz auf. Ich mußte mich wieder setzen, und schließlich strömten mir Tränenbäche aus den Augen, und ich hatte nicht einmal mehr ein Taschentuch, sie abzutrocknen.

Ich weiß nicht, ob mir in meinem ganzen Leben jemals so übel zu Mut gewesen ist. Ich fühlte mich von Gott und aller Welt verlassen. Das ärgste waren mir die Blicke der Neugierigen, die ich auszustehen hatte. Endlich raffte ich mich auf, um ein letztes Mal nachzuschauen, ob du inzwischen heimgekehrt seiest. Wiederum läutete ich ohne Erfolg. Jetzt bemerkte mich Frau Ebersold. Ich erzählte ihr, daß ich schon zweimal dagewesen sei und erfuhr, daß du seit mehreren Tagen verreist warst. Auch das noch! Ich kann es gar nicht beschreiben, wie mir in jenem Augenblicke ums Herz war. Ich sage durchaus nicht zu viel, wenn ich bekenne, daß mir das Leben völlig verleidet war. Meinem ärgsten Feind wünscht ich kein derartiges Erlebnis. Ich schickte mich an, mich zu entfernen, da lud mich Frau Ebersold zu einer Tasse Tee ein. Ich werde ihr die Wohlthat nie vergessen. Daß sie sich über meine Wortfargheit ihren Vers machen würde, mußte ich schon annehmen.

Es ging schon gegen Abend, als ich ihre Wohnung verließ. Aber wohin nun? Ich suchte die menschenleersten Straßen auf. Und allmählich fand ich mich auch wieder. Ich überlegte mein ganzes Leben seit unserer Verheiratung, wie wir mit Wenigem angefangen, zusammen gearbeitet und gespart hatten, wie die Kinder gekommen waren, kurz alles und jedes, alle guten und weniger guten Tage. Und schließlich mußte ich mir gestehen, es sei nicht nur zum Aushalten gewesen, sondern ich hätte sogar sehr viel Gutes und Schönes erleben dürfen und es sei eigentlich eine rechte Torheit von mir gewesen, das

alles zu vergessen und wegen einer geringfügigen Ursache wegzulaufen. Und so entschloß ich mich: Jetzt kehrt du ganz einfach nach Hause zurück, zu Mann und Kindern, wo dein Platz ist, und im Grunde gar kein so übler Platz.

Gesagt und getan. Aber je näher mich meine müden Beine dem Hause brachten, je mehr begann ich doch wieder zu zögern und zu zagen. Daß ich es mir gestehe, ich schämte mich. Und heute wenigstens wollte ich dem bösen lieben Mann da nicht mehr unter die Augen treten. Es war mittlerweile auch völlig Nacht geworden. So blieb ich denn ganz hier in der Nähe. Im Dunkel der Straße lehnte ich schräg gegenüber an der geschlossenen Einfahrt der Schmiede. Ich sah, wie der Vater vom Abendschoppen nach Haus kehrte, wie im Schlafzimmer das Licht aufging und nach einer Weile wieder ausgelöscht wurde. Ich wartete und wartete, bis ich glaubte, alle seien wohl zur Ruhe gegangen. Das Haus, so dachte ich, werden sie mir wohl offen gelassen haben. Endlich gab ich mir einen Ruck und trat über die Straße. Aber die Tür war zu, und ich mußte doch lärmern, wenn ich nicht im Freien übernachten wollte. Aber dann tatet ihr mir auf, und ich war zwar todmüde und erschöpft vor Hunger, aber doch froh und zufrieden, daß ich das Schlimmste überstanden hatte. Und wenn ich von der ganzen Geschichte einen Gewinn gehabt habe, so ist es die Einsicht, daß das Weglaufen kein Heldenstück, das Wiederkommen aber eine schwere, bittere Not ist."

Der Onkel lächelte etwas verlegen. Schließlich meinte er: „Eine Beichte ist die andere wert. Und so muß ich bekennen, daß mir bei dem ganzen Handel längst nicht so wohl zumute war, wie ich mir den Anschein gab. Ich hatte noch kein Auge zugetan vor Unruhe und Kummer, als du endlich kamst und war längst mit mir einig, es sollte am andern Tag mein erstes sein, dich in Ehren heimzuholen.“ Dies Wort tat der Tante sichtlich wohl. Sie machte eine geradezu schelmische Miene und sprach: „Und wie wollen wir's nun mit der Kündigung halten?“ Der Onkel hob drohend den Finger: „Eva, Eva, führe mich nicht in Versuchung. Sonst könnte es leicht geschehen, daß wir nächstes Jahr wieder hintereinander geraten, und wer weiß, ob's dann wieder so gut ablaufen würde, wie es diesmal gottlob der Fall gewesen ist.“